

DAS GOLDENE TOR NACH DRÜBEN

Eine mythische Berühmtheit, oft nebelumwoben. Die Golden Gate Bridge zieht jährlich gut zehn Millionen Besucher an. Und mehr Suizidenten als jede andere Brücke der Welt



Von Zora del Buono

ES GEHT SO SCHNELL, SO WAHNWITZIG SCHNELL. EIN MENSCH lehnt am Geländer, dem rostrotten, sein Blick schweift erst nach links, dann ein wenig nach rechts. Andere Menschen ziehen an ihm vorbei, sie eilen oder schlendern, sie joggen oder telefonieren, sie fotografieren, lachen, zeigen mit den Händen auf Inseln und die schöne hügelige Stadt, auf die Kite-Surfer, die unter ihnen ihre haarsträubenden Kapriolen aufführen, auf die Robben, die sich auf den Betonfundamenten in der Sonne suhlen. Seevögel spielen mit dem Wind, lassen sich treiben, hinauf und hinab, überall ist Bewegung und Leben und Freude, nur dort, bei diesem einen Mann am Geländer, scheint die Welt stillzustehen. Das Bild ist wie festgefroren, obwohl doch genau dieser Kosmos sich jetzt dreht wie verrückt, die rasenden Gedanken, die in ihm herrschen müssen, innere Stimmen vielleicht, die zu ihm sprechen, womöglich ist da eine luzide Sehnsucht oder ein dunkles, dumpfes Schweigen, wer weiß das schon. Dann, ganz unvermittelt, stemmt er sich hoch, schwingt seinen schweren Körper über das Geländer, wartet einen Augenblick und zack ist er weg, blitzschnell, einfach so, in den Abgrund entfleucht.

Rund vier Sekunden dauert der Sturz von der Golden Gate Bridge, mit 120 Stundenkilometern rast man in die Tiefe. Nahezu alle Suizidenten sterben, der Großteil von ihnen durch den Aufprall aufs Wasser, andere schießen mit den Füßen voran messerscharf in die Bucht hinein, sodass sie in den Tiefen der Fluten ertrinken, einige wenige überleben schwer verletzt den Sturz, unterkühlen jedoch in dem acht Grad kalten Wasser, und niemand kann ihnen mehr helfen.

Dann wieder einer, ein jüngerer, dünner Mann. Er telefoniert, wirft das Handy weg, schwingt sich aufs Geländer und ist verschwunden. Verblüffte Gesichter rundherum, aufgeregte Gesten. Wann schon schaut man einem Menschen beim Sterben zu, wann beobachtet man seine allerletzten Minuten, sein Hadern, sein Zögern, seine verstörende Ruhe oder seine Nervosität und schließlich den Moment des Entschlusses, des unwiderruflichen Falles? Es ist ein Film, dem man diese Bilder, die einem den Atem rauben, zu verdanken hat, ein Dokumentarfilm namens „The Bridge“, dessen Thema die Suizide auf der Golden-Gate-Brücke sind, heimlich von verschiedenen Standorten aus der Ferne gedreht, das ganze Jahr 2004 lang. Es sind private Momente, man fühlt sich schlecht im eigenen Voyeurismus, als ob man diesem einen Menschen etwas geraubt hätte. Hunderttausende Augen haben auf sein Sterben geschaut, tun es immer noch, jeden Tag im Internet, dabei wollte er doch nur sein Leben beenden, ganz für sich sein, befreit aus dem Käfig der eigenen Existenz.

„Wer sollte schon von der Golden Gate Bridge springen wollen?“, antwortete 1937 der Ingenieur Joseph Strauss bei der Eröffnung seiner Brücke auf kritische Reporterfragen bezüglich der Geländerhöhe. Klein gewachsen sei er gewesen, der Herr Strauss, nur 1,50 Meter. Darum habe er das Geländer auf seine Körpermaße zugeschnitten, 1,20 Meter ist es hoch, er konnte gewissermaßen sein Kinn darauf abstützen. Gut möglich – auch Le Corbusier ist bei seinem Idealmenschemaschema „Modulor“, das für Generationen von Architekturstudenten als Maß aller Dinge galt, von der eigenen Statur ausgegangen.

Das niedrige Geländer ist schön, es trägt zur Eleganz des Bauwerks bei. Und zur Einladung zum Freitod. Drei Monate nach der Eröffnung sprang schon der Erste, Harold Wobbler hieß er, seine letzten Worte waren angeblich: „This is where I get off.“ Und so ging es weiter, immer weiter. Als Joseph Strauss ein Jahr nach der Eröffnung der Brücke den Herztod starb, hatten hier bereits sechs Menschen ihrem Leben ein Ende gesetzt. Die Zahl der Suizide stieg im Lauf der

Zeit stetig an, letztes Jahr sind 33 Tote verbürgt, alle elf Tage einer also. Fast alle springen mit Blick auf die Bucht, die Seite zum Pazifik ist für Fußgänger gesperrt.

1996 versuchte eine Forschungsgruppe den Zusammenhang zwischen Selbsttötungen und dem Dow-Jones-Index herzustellen: 100 Tage lang wurden sogenannte „suicide boxes“ unter der Brücke aufgehängt, 17 Sprünge wurden damit aufgezeichnet, statistisch gesehen hätten es nur neun sein dürfen. Bis heute weiß man von knapp 1600 Suizidenten, womöglich sind es also doppelt so viele, ungezählte Unbekannte, die irgendwo in den USA vermisst werden und hier anonym starben, mit der Strömung in den Pazifik hinausgeschwemmt, von Tieren zerfressen, im Wasser aufgelöst, verschwunden in aller Stille. Doch nicht alle wollen unerkant bleiben, viele springen am helllichten Tag, binden sich wasserdicht verpackte Abschiedsbriefe ans Bein, informieren vorab Freunde und Verwandte, sprachen schon Jahre zuvor immer wieder von ihrem Wunsch, hier, unbedingt hier sterben zu wollen.

Nur 26 Menschen haben den Fall bislang überlebt, eine Frau wurde aus dem Wasser geborgen und versuchte es wenige Monate später noch einmal, der zweite Sturz gelang. Sarah Rutledge Birnbaum starb 1988 an jenem Ort, der für so viele Amerikaner der Sterbeort schlechthin ist, nebelumschlungen, mystisch, dem Meer zugewandt. Allein zwei andere Plätze weltweit, in Fernost, stehen in einer Art verklärter Popularität des Suizids so weit oben: die Brücke über den Jangtsekiang in Nanjing und ein sagemumwobener Wald am Fuß des Berges Fuji, der wegen eines 1960 erschienenen Bestsellers oft zur Endstation für unglücklich Liebende wurde.

Unterschiedliche Zeiten verursachen unterschiedliche Freitodmethoden. Sich ertränken steht heutzutage nicht mehr an erster Stelle. Anders im 18. Jahrhundert, da war der Wassertod der meistgewählte, in London war 1774 gar eine Organisation zur Erlernung künstlicher Beatmung gegründet worden, der vielen Todeswilligen wegen, die sich für ein Ende in der Themse entschieden. Thomas Jefferson, dritter Präsident der USA, glaubte denn auch – wie viele seiner Zeitgenossen, die Zeitungen schrieben es so –, Suizid sei ein vorwiegend englisches Phänomen, dem miesen Essen und Wetter geschuldet, die „englische Krankheit“ sagte man. Jefferson war überzeugt davon, dass „Amerikas blauer Himmel“ sein Volk vor Suiziden bewahren würde. Ein Irrtum, selbstverständlich.

Eigentlich ist ein Sprung von der Brücke kein Wassertod, auch wenn das Meer locken mag, seine Weite, seine scheinbare Endlosigkeit. Sich von der Golden Gate Bridge fallen zu lassen ist wie aus dem 25. Stock springen. Schnell, hart und brutal. Nur dass dabei niemand anderes zu Schaden kommt als der Suizident. Dieses Argument bringen jene gerne vor, die gegen eine bauliche Veränderung der Brücke sind, gegen Gitter, Barrikaden, Fallnetze. Würde die Brücke selbsttötungssicherer gemacht, sprängen die Todeswilligen von Hochhäusern und verletzten Passanten, sagen sie. Und dass es absurd sei, das Wahrzeichen der Stadt wegen ein paar Verrückten zu verschandeln.

Acht Vorstöße zur Suizidprävention hat es seit den 1950er Jahren gegeben. Sie alle sind aus statischen, ästhetischen und finanziellen Gründen gescheitert. Derzeit ist ein Edeldahlnetz mit Plastiküberzug in der Planung, sechs Meter soll es auf beiden Seiten auskragen und zwischen 40 und 50 Millionen Dollar kosten. Denn eines gilt als erwiesen: Die Brücke verführt zu impulsiven Selbsttötungen, zu

Kurzschlussbehandlungen, die oftmals verhindert werden könnten. In der 1978 veröffentlichten Studie „Where Are They Now?“ untersuchte der Suizidforscher Richard Seiden das Leben von 515 Menschen, die vom Brückensprung abgehalten worden waren. 94 Prozent der einst Lebensunwilligen waren nach durchschnittlich 26 Jahren noch am Leben oder in der Zwischenzeit eines natürlichen Todes gestorben. Die Arbeit der Highway Patrol ist daher sinnvoll; zwischen 80 und 100 Menschen können durch sie alljährlich vom Freitod abgehalten werden. Kameras überwachen die Strecke; wenn sich jemand auffällig verhält, zu lange ohne Fotoapparat an einer Stelle steht, zu lange aufs Wasser starrt, hektisch hin und her läuft, dann fahren die Leute von der Highway Patrol los, auf Fahrrädern oder Motorrollern. Und dann reden sie.

Kevin Briggs ist einer dieser Retter in letzter Minute, im vergangenen Mai wurde er von der Gesellschaft zur Suizidprävention mit einem Orden geehrt, überreicht von Kevin Berthia, der sich am 11. März 2005 als junger Mann das Leben nehmen wollte. Innere Dämonen hätten zu ihm gesprochen, sagt Berthia, aber Briggs habe ihm das Gefühl vermittelt, dass es Alternativen gebe. Eine Stunde lang habe er mit ihm geredet und ihn ernst genommen in seiner Not, so ernst, dass er den entscheidenden Schritt nicht getan habe. Berthia ist heute verheiratet und Vater zweier Kinder. Briggs hat in seiner 23-jährigen Karriere Hunderte vom Sprung in den Tod abgehalten, nur einer ist trotz allem gesprungen, vor seinen Augen, die berüchtigten vier Sekunden lang.

Die Brücke verführt. Der Nebel, das Licht, die glitzernden Sonnenuntergänge über dem Pazifik. Sie ist Kult. Im Film, in der Musik, im Sterben. Manch vorgetäuschter Freitod hat hier schon stattgefunden. Das Auto am Brückenparkplatz abstellen und in ein neues Leben verschwinden, die Angehörigen werden schon glauben, dass man gesprungen ist. 1973 war so ein Jahr, in dem der Kult auf die Spitze getrieben wurde. Der 500. Sprung stand bevor. 14 Leute wollten Rekordhalter sein, 14-mal hat die Polizei sie abhalten können. Einer war dann aber der 500., ein junger Mann auf einem LSD-Trip. 1997 stoppten die Behörden die Veröffentlichung der Sprungzahlen bei 997 – zu groß die Gefahr eines neuerlichen Rekordwahns.

Für Gene Sprague ist die Brücke Sehnsuchtsort bis zum Ende geblieben. Der hochgewachsene 34-Jährige, ganz in Schwarz gekleidet, mit auffällig langem, schwarzem Haar, hatte jahrelang davon gesprochen, dass er sich umbringen wolle, Sprague war schwer depressiv. Er ist einer jener 23 Menschen, die von den Filmemachern von „The Bridge“ beim Absprung beobachtet wurden. Regisseur Eric Steel erklärte, Sprague habe wie ein unschuldiger Tourist gewirkt, der einmal die Brücke hin und her geschlendert sei, den Wind im wallenden Haar. Sprague kletterte schließlich auf das Geländer, richtete sich auf, streckte die Arme aus und ließ sich in eleganter Turmspringermanier rücklings ins Wasser fallen. Dieser Sprung ließ ihn zum berühmtesten Suizidenten der Golden Gate Bridge werden. Seine Patentante, der er seinen Tod angekündigt hatte, sagte später: „Warum er ausgerechnet die Brücke gewählt hat? Ich weiß es nicht. Vielleicht wollte er einmal fliegen.“ ☺

mare-Redakteurin Zora del Buono hat sich mit dem Freitod im Wasser schon umfangreich beschäftigt; er zieht sich als zentrales Motiv durch ihren Debütroman „Canitz' Verlangen“, der 2008 im mareverlag erschien. Gerade arbeitet sie an ihrem dritten Roman.

Sich von der Golden Gate Bridge zu stürzen ist wie ein Sprung aus dem 25. Stock. Schnell, hart und brutal